

# Sprüche aus dem Kurgland in Ostindien

Autor(en): **Veil, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **4 (1900)**

Heft 7

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572561>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wetter war rasch wie es gekommen auch wieder abgezogen. Die Christelfstübe standen im Sonnenlichte und nur die herumliegenden Hagelsteine und allseitig niedergehenden Rinsenbäche und Bächlein zeigten das Schlachtfeld der Berggeister. Die zwei Männer stiegen langsam abwärts. Da sagte der Alte: „Weißt du, Wyjel, ich

wußte schon noch ein Mittel, welches bewirkte, daß auch ein Strahler zu etwas kommen könnte, wie er hablicher würde, als der größte Herr zu Eindorf und weit drüber hinaus.“

„So,“ wunderte der Bursche.

(Fortsetzung folgt).

## Sprüche aus dem Kurgland in Ostindien.

Von Missionar F. Weil in Basel.

Wer einen Elefanten erlegen will, verbirgt sich nicht hinter eine Ricinusstaude.

\* \* \*

Zum Essen braucht man eine Hand, zum Arbeiten aber zwei.

\* \* \*

Was die Mutter erbettelt, verkauft der Vater.

Wer beweist, daß der Frosch Wasser getrunken und daß die Köchin genascht hat?

\* \* \*

Wird ein Armer reich, so versteht er doch nicht zu leben.

\* \* \*

Waisenfinder werden leicht zweijüngig.

## Unter Kollegen.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Von Adolf Ribaux. Autorisierte Uebersetzung von Paul Sutermeister, Bern.

Das Essen ist aufgetragen!

Hans Curtius legte seine Feder weg, klappte das Tintenfaß zu, wischte die losen Blätter zusammen, die zerstreut auf seinem Schreibtisch umherlagen und von seinem emsigen Fleiß an diesem Morgen zeugten, und verschloß sie in einer der geräumigen Schubladen seines Sekretärs. Daraufhin dehnte und streckte er sich noch ein Weilchen mit jenem behaglichen Lächeln, das die Zufriedenheit mit sich selbst verrät, bevor er sich von seinem bequemen Sessel erhob und ins Speisezimmer hinüberging.

Das Frühstück war delikats, und unser Schriftsteller — denn das war Hans Curtius von Beruf — that ihm alle Ehre an. Gleichzeitig pflegt er während desselben die Tagesblätter zu durchstöbern. Und so sehen wir ihn denn auch jetzt, wie er, während seine Wangen infolge des Essens sich angenehm röten, sich an der Lektüre seiner geliebten Zeitungen erlabt.

Und in der That, er hat allen Grund dazu. Doch machen wir uns erst einmal mit unserm jungen Boeten bekannt.

Hans Curtius weilte seit etwa sechs Jahren in Paris. Auch er hatte als erste Station seiner literarischen Laufbahn das ganze Glend eines Anfängers auf derselben durchgestoßt. Nach zahlreichen und wie oft vergeblichen Versuchen als Reporter und Berichterstatter, nachdem er mehrmals längere Zeit hatte am Hungertuch nagen müssen, und sein erster Band, eine Sammlung Dichtungen, die er auf eigene Kosten herausgegeben hatte, bei einer Gesamtauflage von 300 Exemplaren nur 25 Verkäufe erzielt hatte, war ihm just vor einem halben Jahre der große Treffer gelungen: der berühmte Verleger Mirvaut an der Laitboutsstraße hatte seinen Roman in Verlag genommen. Seit einigen Wochen erst lag dieser Roman aus, und o Wunder, der Erfolg desselben war einer der durchschlagendsten, den die literarische Welt seit einem Jahrzehnt erlebte; ein so gewaltiger und unbestreitbarer Erfolg, daß selbst der Verleger an denselben noch nicht recht glauben konnte, und er die kühnsten Erwartungen des jungen Schriftstellers übertraf.

„s ist doch so,“ murmelte Curtius, als er das letzte Zeitungsblatt auf die Seite legte und seinen Kaffee behaglich ausschürfte. „Ein Lob um das andere! Da ist Ferwal, der sonst gegen die ‚Grünen‘ recht streng sein kann; er nennt mein Erstlingswerk sensationell. Landol, der mit seinen Lobsprüchen sonst bedenklich spart, prophezeit mir ‚die glänzendste Zukunft‘. Und was dem Ganzen erst die rechte Weihe gibt: einige kleine, namenlose Kritiker wähen sich schon befugt, mich anzugeiern. Und nun kommt noch dieser Mirvaut da und schreibt mir, das erste Fünfzehntausend sei schon vergriffen.

Das macht für meinen Teil weitere 2500 Franken, die er für mich diesen Morgen bereit halte . . . Wahrhaftig, die schlechten Zeiten sind wohl für immer vorüber . . .!“

Und befriedigt ließ der junge Mann seine Blicke in dem kleinen, aber behaglichen Raume umherschweifen, der ihn umgab. Die Wände waren mit weichen, grünen Teppichen behangen, die dem Auge wohlthaten; dann und wann waren einige zierliche Aquarelle angebracht, florentinische Nippes aufgestellt; die mittlere Wand zierte eine kleine, künstlerisch arrangierte Waffensammlung. Er stand auf und begab sich nach seinem Schlafzimmer, das mit aller Bequemlichkeit ausgestattet war; dort warf er sich in einen eleganten Ausgehrock, indem er wiederholte:

„Ja, ja, die schlimmsten Zeiten sind vorbei. Nicht daß ich wähnte, schon den Gipfelpunkt erklommen zu haben oder keinen Fortschritt mehr machen zu können. Im Gegenteil! Dies wankelmütige und doch so liebenswürdige Paris verwöhnt seine Lieblinge rasch; aber es ist derselben auch bald wieder entwöhnt. Jetzt erst gilt's, auf der neuen Laufbahn wachsam zu bleiben und tüchtig zu schaffen; das ist eben doch noch das beste Mittel, um es zu etwas zu bringen; und ich schaffe auch gern, besonders wenn man dabei so rasch berühmt wird! Adieu, du alte Kneipe am Montmartre; adieu, du traute Bude in der Vorstadt draußen! Jetzt kann ich mir's endlich einmal ein wenig wohl sein lassen.“

Mit diesen Worten hatte Hans Curtius sein Arbeitszimmer betreten und ließ nun seine Blicke voll Befriedigung in demselben spazieren. Es war ein weiter Raum, der einst als Maleratelier gedient hatte und nun mit Büchern, Kupferstichen und antiken Möbeln gefüllt war. In der Mitte machte sich, wie ein Altar, ein massiver, über und über mit Papier und Büchern bedeckter Tisch breit.

„Noch eine Stunde,“ meinte er dann, indem er die Uhr hervorzog; „ich habe noch Zeit, ein wenig zu bummeln, bevor ich zu Mirvaut gehe. Nach vier Stunden Arbeit wird mir das nur gut thun!“

Nicht als ob das Wetter just besonders schön gewesen wäre. Ein düstergrauer Himmel wölbte sich über die Stadt. Von Zeit zu Zeit fuhr ein rauher Windstoß daher. Im ganzen Luxembourg war kein Bein zu sehen. Auch die Arkaden des Odeons waren menschenleer. Trotz seines Pelztragens fröstelte es Hans. Raschen Schrittes bog er nach dem Boulevard St. Germain über, ging die Rue Bonaparte hinab und stand nun auf den Quais. Die Seine war dunkelgrün. Vor ihren kleinen